



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 33

Mus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Gern lachte. „Das Klettern bin ich gewöhnt von Bayern her. Wann treffe ich Sie zu Hause? Da wir Bundesgenossen sind, erscheint es mir wünschenswert, daß Sie bei der Unterredung zugegen sind.“
„Um ein Uhr lehre ich aus dem Bureau zurück.“
„Schön, ich werde Ihnen zu Werner telephonieren, welchen abtönnlich bin.“ —
„Gäste brachen auf. — Margarete empfahl sich. Gern legte ihr den Abendmantel um und folgte ihr Straße. „Mein Wagen wartet auf mich,“ sagte er, „ge- Sie, daß ich Sie nach Hause bringe, Baroness.““

reus schellte es wieder. — „Sie werden gewünscht, Baroness“, sagte der an das Telephon geeilte Kommiss.
Wie schnell ihr Herz pochte. Nun stand sie vor dem Apparat.
„Hier, Fräulein von Stetten.“
„Grüß Gott“, tönte es zurück mit der Wengern vertrauten bayerischen Mundart, die Margarete so wohl gefiel.
„Ich komme morgen um eins zu Ihnen.“
„Besten Dank, auf Wiedersehen.“
„Auf Wiedersehen“, tönte es zurück.
Ruhig ging sie auf ihren Platz und beendete einen französischen Brief. Dann ging sie heim. Bei dem herrlichen Winterwetter legte sie den weiten Weg zu Fuß zurück. Sie mußte ihren beiden Lieben eine kleine Freude bereiten und kaufte für Tante Dörtchen ein warmes Kopfstück, für Hilde eine Schachtel Pralinés und sich selbst einen kleinen Blumenstrauß. Es trieb und blühte in ihrem Herzen wie nahender Lenz.



Die Ruinen der Zuderfabrik in Przeworsk, Ostgalizien, die die Russen am Morgen ihres Rückzuges in vandalischer Zerstörungslust in Brand steckten.

in ihrem Herzen wie nahender Lenz.
Hilde ward in das Komplotz gezogen. Dann erwartete Margarete voll heimlicher Ungeduld den kommenden Tag. Wie lang erschienen ihr die vierundzwanzig Stunden. Sie kam etwas früher aus dem Bureau, ordnete noch einiges im Zimmer und stellte einen Topf mit blühenden Hyazinthen auf den Tisch.
Hilde kam später. Tante Dörtchen saß mit dem Augenschirm in der halbdunklen Stube. Sie hatte eine grobe Häfelarbeit

vergessen mehrere Tage. Margarete lauschte oft auf, die Klingel des Telephons in dem Bureau ertönte, aber es immer nur geschäftliche Besprechungen. Daß Wengern nicht halten werde, glaubte sie keinen Augenblick. „Der das er einmal verspricht“, dachte sie in festem Vertrauen. Jede eine Woche nach dem Fest, kurz vor Schluß des Bu-

in den Schoß sinken lassen und die weißen, weichen Finger darüber verschlungen.
„Nun, Tantechen,“ sagte Margarete munter, „wie geht's heute?“
„Das alte Fräulein seufzte.“
„Kindchen, es geht alle Tage mit dem Sehen schlechter“, antwortete sie. „Wenn ich nur nicht ganz blind werde!“

Margarete sah, daß jetzt der rechte Moment gekommen war, um zu sprechen. Sie beugte sich zu der alten Dame nieder und ergriff ihre Hand.

"Tante," sagte sie, "ich will dich auf den Besuch vorbereiten, den wir gleich bekommen werden."

"Einen Besuch?" fragte Dörtchen erstaunt.

"Ja, liebe Tante, der Sanitätsrat Wengern wird kommen, um nach deinen Augen zu sehen."

"Wie kommt der berühmte Arzt dazu, Gretchen?"

"Ich habe ihn darum gebeten. Horch, da schellt es schon; er ist da!"

Sie eilte in das Vorzimmer und öffnete. Wengern stand vor ihr.

"Ich bin pünktlich, nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

"Ja, ich erwartete Sie schon", versetzte Margarete.

Sie schüttelten sich die Hände.

"Weiß Ihre Tante von unserem Komplotz?"

"Eben habe ich's ihr gesagt. Bitte, Herr Baron, folgen Sie mir."

Wengern warf einen raschen Blick auf seine Umgebung. Trotz der einfachen Möbel sah es recht behaglich aus.

"Liebe Tante," sagte Margarete, "hier ist der Herr Sanitätsrat."

Wengern trat auf die Tante zu. In der freundlichen Art, in der er ihr Mut zusprach, lag etwas so Vertrauenerweckendes, daß das alte Fräulein alle Scheu verlor. Er setzte sich neben sie und erkundigte sich nach den Symptomen der Krankheit. Dann entfernte er den Augenschild und nahm eine gründliche Untersuchung der Augen vor. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Margarete seinen Bewegungen.

"Ist es sehr schlimm?" fragte Tante Dörtchen ängstlich.

"Um, das hoffe ich nicht", versetzte Wengern ermutigend.

"Aber ich müßte Sie einige Zeit behandeln. Sie müssen in meine Klinik kommen — morgen schon, wenn ich bitten darf, denn später dürfte das freie Zimmer vergeben sein."

Nach einigen Ausrufen willigte Tante Dörtchen ein.

Der Sanitätsrat blieb noch ein Viertelstündchen bei den Damen und plauderte mit ihnen. Seine frische, männliche Art gefiel der Leidenden, und sie sagte, als er fortging, zu Margarete:

"Das muß ein guter Mensch sein! Wie freundlich hat er mir Mut zugesprochen! Ich begeben mich voll Vertrauen auf Besserung in seine Hände."

Am Morgen des folgenden Tages fuhr Margarete mit der Tante in die Uhlandstraße, wo die Klinik Wengerns lag. Es war ein schönes, großes Gebäude mit hohen, hellen Zimmern, und es war Raum für hiezig Patienten darin. Der Sanitätsrat mußte gerade eine Operation gehabt haben; er trug noch den weißen Kittel, als er die Damen begrüßte.

"Entschuldigen Sie, bitte, meine Dienstuniform", sagte er scherzend. Dann wies er ihnen ein hübsches Zimmer an, ließ die grünen Vorhänge herab und ging.

"Ich werde erst in einer Stunde wieder nach Ihnen sehen," sagte er, "es gibt heute viel zu tun, meine Damen."

Gern wäre Margarete ganz bei der Tante geblieben, aber ihre Arbeit rief sie. Sie versprach, alle Tage zu kommen, auch Hilfe wollte dies tun.

"Alle Tage werde ich Wengern sehen", dachte Margarete, als sie eilig ihr Bureau aufsuchte, "alle Tage".

Diese Worte begleiteten sie bei der Arbeit. Sie klangen ihr in den Ohren beim Schreiben der Geschäftsbriefe, beim Eintragen der trockenen Zahlen.

An diesem ersten Tage ging sie nicht Tante Dörtchen zu besuchen, obgleich es sie mächtig hinzog, aber am nächsten Abend begab sie sich nach der Klinik. Sie fand die Tante allein.

"Wie schade, Kindchen, eben ist der Sanitätsrat fortgegangen", begrüßte das alte Fräulein die Nichte.

Margarete fühlte sich enttäuscht; sie hatte gehofft, ihn zu sehen.

"Was meint er betreffs deiner Augen?" fragte sie.

"Es ist eine langwierige Sache, Kind, ich werde wohl längere Zeit hier bleiben müssen; aber gottlob, es ist nichts Schlimmes. Wengern verspricht zuversichtlich, daß ich ganz gesund und auch wieder gut sehen werde."

"Wie herrlich!" rief Margarete erfreut.

Sie blieb ein Stündchen. Dann küßte sie die Tante und versprach, morgen um dieselbe Zeit wiederzukommen.

"Ob ich ihn dann sehen werde?" dachte sie.

Ja, sie sah ihn. Er stand im Wartezimmer und sprach mit dem Assistenzarzte. Als er Margarete erblickte, trat er auf sie zu und begrüßte sie. Er bestätigte das, was Tante Dörtchen gesagt und folgte Margarete in das Zimmer. Sonst hatte er um diese Zeit schon die Klinik verlassen. Sie ahnte nicht, daß er ihrretwegen geblieben war. Er wußte, daß ihr Bureau erst um sieben Uhr geschlossen wurde, und es trieb ihn, sie wiederzusehen.

So trafen sie sich in den nächsten vierzehn Tagen jeden Abend, und Tante Dörtchen lächelte still vor sich hin. Sie, die selbst nie

umworben war, die nie geliebt hatte, fühlte mit seinem Daß diese beiden Menschen sich gut waren.

Nach drei Wochen meinte Wengern, daß die Augenentzündung gehoben wäre und nach einer weiteren Woche könne seine Patientin entlassen zu können. Auch Hilfe hatte er gelernt. In ihrer frischen Natürlichkeit gefiel auch sie ihm; er ward es sich täglich mehr bewußt, daß er die ältere Schlichte, nicht mit jener ersten überschäumenden Liebe des Jünglings, nein, mit der ganzen Kraft eines Mannesherzens.

Und am letzten Tage fand sich Gelegenheit, es ihr zu zeigen. Das Wartezimmer war leer. Margarete sollte am Morgen die Tante nach Hause holen, die nun wieder ganz gestellt war und deren Augen jetzt hell blickten.

Die Margarete die Klinik verließ, wollte sie Wengern in alle seine Fürsorge und Güte bei der Behandlung Tante Dörtchen danken. Etwas besangen pochte sie an die Tür des Sprechzimmers. Er saß an seinem Schreibtisch und schrieb einen Brief.

"Herein!" rief er.

Sie stand zögernd auf der Schwelle.

"Ich möchte nicht stören", fiel es leise von ihren Lippen.

"O, bitte sehr, Baroness, das ist durchaus nicht der Fall."

Er bot ihr einen Stuhl und wehrte ihren dankenden Blick ab.

"Es ist für mich immer ein Festtag, wenn ich einen Patienten geheilt entlassen kann," sagte er, "und Ihr Fräulein ist vollkommen von ihrem Uebel befreit."

Margarete stand auf und wollte sich verabschieden.

"Nein, so dürfen Sie nicht von mir gehen," sagte Wengern.

habe Ihnen etwas zu sagen. Es ist in mir emporgeblüht in der Zeit unseres täglichen Sehens, es hat mich übermannt; ich will ich Klarheit haben. Schon beim ersten Kennenlernen einem Jahre im Bureau Wengerns, haben Sie tiefen Eindruck auf mich gemacht. Später lernte ich Sie bei Ihrem Chef kennen, und die letzten Wochen haben mir die Gewissheit gegeben, daß ich Sie liebe. Ich habe schon eine Frau gehabt, der meine junge Neigung gehörte. Ich habe sie nach kurzem Eheglück verlassen und nicht geglaubt, daß ich noch einmal an eine zweite Heirat denken könnte. Die Liebe, die ich für Sie hege, ist die des Mannes, fest und treu! Welche Antwort können Sie mir geben?"

Er wollte ihre Hände ergreifen und sie an sich ziehen, wehrte es ihm, dann sagte sie:

"Auch ich habe einen Jugendtraum gehabt. Ich war im Jahre verlobt und hielt für lauterer Gold, was Flitter löste die Verlobung mit einem Manne, der meine Liebe nicht diente; hier haben Sie mein Geständnis!"

"Und das sollte mich hindern, Sie zu fragen, ob Sie Frau werden wollen, Margarete?"

Wie zärtlich er ihren Namen aussprach!

"Es gibt noch etwas, das ich Ihnen sagen muß", begann sie zaghaft. "Es wird uns vielleicht trennen, aber ich bin Ihnen Wahrheit schuldig."

Sie berichtete alles über Berns trauriges Geschick; ihre Augen waren voll Tränen, als sie schloß: "Sie wissen jetzt alles."

"Und das sollte mich hindern, Sie zu lieben, Ihnen Namen zu geben!" rief Wengern leidenschaftlich.

"Allein gedacht! Margarete, das trauen Sie mir nicht zu, ich schütteln den Kopf. Halten Sie ihn nicht gesenkt! Sehen Sie an und fassen Sie meine Hand; die streckt sich nach Ihnen um die Ihre zum Bund fürs Leben nicht mehr zu lassen."

Sie hob die Wimpern, sie blickte selig in sein schön bewegtes Gesicht; die Worte versagten.

Aber er verstand sie auch so. Mit einem leisen Zug zog er die Zitternde an seine breite Brust.

Das Urteil Frau von Holterns, der Tochter des Wengerns, war leider nur allzu wahr. Meta von Streblin, wie sie geschildert wurde. Diese Ansicht herrschte unter den Damen des Regiments; sie teilte sich auch den Männern.

So schnell sich Hans die kameradschaftliche Freundschaft Waffenbrüder gewann, so schneidig und pflichttreu er im war, dadurch die Anerkennung seiner Vorgesetzten erwarb, wenig war Meta beliebt. Sie trat mit großer Anmaßung Sicherheit auf. Ihr auffallendes Äußeres, ihr lautes Verhalten nicht zu dem feinen Ton, der in dem Kreise herrschte, in dem sie jetzt lebte. Sie erfuhr manche Zurücksetzung, klagte sich bei ihrem Mann darüber.

"Ich weiß auch, warum dies der Fall ist," sagte sie.

"Sie sehen mich über die Schulter an, weil ich nicht von Meta herkomme."

"Nein, Meta," entgegnete Streblin, "das stimmt nicht."

"Wieso?" fuhr sie gereizt auf.

"Frau von Holtern und die Frau des Rittmeisters von Stamm, wie du, aus bürgerlichen Kreisen. Sie nehmen hochgeachtete Stellung ein und sind wahre Damen."

Damit willst du sagen, daß ich es nicht bin. Nun, dafür habe ich Geld.“

immer hielt sie ihm den Reichtum ihres Vaters vor.

schwieger verlegt, nahm Mühe und Degen und ging zum

Wie bitter rächte es sich an ihm, daß er bei der Heirat

berechnung hatte gelassen und ohne rechte Liebe die

eingegangen war. Im anstrengenden Dienst, in der bis zur

ung erfüllten Pflicht suchte er zu vergessen. Wenn er

kehrte, war Meta oft nicht da. Sie war nach Berlin zu den

gefahren, wo sie einige Tage blieb. Sie beklagte sich

über ihren Mann. Mama Gerstner gab ihrer Tochter recht.

machte ihrem Schwiegersohn Vorwürfe. Lange ertrug er

ihm die Geduld riß und es zu einer Szene zwischen ihm

Frau Gerstner kam.

pa Gerstner schwieg; er stand zu sehr unter dem Pantoffel.

sehr reichliche Monatsgeld, das er seiner Tochter gab,

nicht langen. Meta überließ alles den Leuten und küm-

sich nicht um den Haushalt. Wenn ihr Mann sie darum

entgegnete sie, daß sie nicht geheiratet habe, um in der

zu stehen. Das brauche sie nicht; und wenn das Geld

reiche, dann brauchte sie ja nur den Vater um einen Ex-

schuß zu bitten, er würde ihn ihr geben.

ein, das will ich nicht!“ brauste Hans auf. „Du mußt sehen,

zu auskommst.“

schmolte und sprach den ganzen Tag in gereiztem Ton.

mählich wurde Streblin sein Haus verleidet. Er ging ins

zu den Kameraden; dort hatte er wenigstens für einige

den Ruhe.

mer Kerl“, dachten die Offiziere bedauernd. „So jung ver-

et, bleibt man doch eigentlich daheim; es muß ihm in seinen

Händen nicht behagen.“

erdings war die Laune Metas noch schlechter geworden.

hlte Mutterhoffnung und das, was sonst eine junge Frau

wartungsvollem Glück erfüllt, verstimmt sie. Ihre ele-

Toiletten mußte sie jetzt forthängen und sich mehr im Hause

die Fahrten nach Berlin fielen weg, da sie sich recht un-

fühlte. Mit schonender Rücksicht umgab ihr Mann sie,

ihre Gesellschaft und suchte sie zu zerstreuen. Aber sie sah

ein und verlangte nach der Mutter. Diese kam dann

oft, und wenn Hans die beiden sich so Ähnlichen zusammen

war er davon überzeugt, daß es über ihn herging. —

März stand die Verlobungsanzeige Margaretens mit dem

rat von Wengern in der Zeitung.

nge startete Streblin darauf hin, und sein Herz zog sich zu-

en.

Meta hatte die Annonce gelesen. Lauernd beobachtete

diesem Tage ihren Gatten.

du, sieh doch, was hier steht“, sagte sie und hielt ihm das

hin.

ich habe es schon gelesen“, erwiderte er kurz.

eine Verfloßene macht, trotzdem sie arm wie eine Kirchen-

ist, eine gute Partie. Freue dich doch!“

schwieger und wandte sich dem Fenster zu.

ich glaube wahrhaftig, es tut dir leid“, höhnte Meta. „Du

a aus, als sei dir die Petersilie verregnet, weil die Person

ist.“

te burleske Art ärgerte ihn.

spare deine unpassenden Bemerkungen“, sagte er, sich müß-

herrschend, obgleich sein Blut kochte.

ich werde sagen und tun, was mir beliebt“, schmolte sie.

ebenfalls verbitte ich mir, daß du Fräulein von Stetten

Person“ nennst. Sie ist eine feine, vornehm denkende

die —“

ie dir den Lauspaß gab“, lachte Meta. „Nun, und da

gut genug, daß du mich an ihre Stelle setzt. Ich denke,

nist dir zu dem Tausch gratulieren.“

ging hinaus. Jedes ihrer unartigen Worte traf ihn bis ins

ne. Er empfand die Wahrheit darin. Hatte er sich nicht

ist? Hatte er sein Los nicht selbst verschuldet?

es waren schwere Ketten, die er trug. Sie klirrten bei

Schritt und nahmen ihm Freudigkeit und Selbstachtung.

diesem Tage machte er einen weiten Ritt. Er mußte

werlich ermüden, um abends todmatt auf sein Bett zu

und zu schlafen.

Meta telephonierte ihrer Mutter; sie bat sie zu kommen und

Tage bei ihr zu bleiben.

Streblin mußte dies schweigend dulden.

Diern machte Wengern sich frei, und das Brautpaar

in Begleitung Hildes und Tante Dörchens nach Mienruh.

ging dem alten Fräulein gut; sie konnte nicht genug Dank-

dem Retter in der Not beweisen.

Wengern verbrachte oft die Abende bei seiner Braut. Sie

verlebten schöne Stunden des Beisammenseins und gewannen

sich immer lieber.

Bei dieser zweiten Verlobung hatte Margarete ein Gefühl

des Geborgenseins, das ihr während ihrer Verlobungszeit mit

Streblin meist gefehlt hatte. Nun stützte sie sich auf den starken

Arm eines edlen Mannes. Früher war es ihr oft erschienen, als

böte sie dem charakterlosen Hans Halt.

Einmal war sie zum Besuch bei Frau von Holtern in Potsdam

gewesen, zu der sie sich sehr hingezogen fühlte. Die liebenswür-

dige junge Frau erwiderte diese beginnende Freundschaft herzlich.

Kurz vor der Villa sah Margarete Hans von Streblin wieder.

Er ritt, vom Dienst kommend, nach Hause. Hager und ernst

sah er aus. Als er sie erblickte, grüßte er; sie neigte leicht den

Kopf. Er tat ihr doch leid — trotz allem.

Frau von Stetten war hocherfreut über die Verlobung ihrer

Tochter, und als sie den Schwiegersohn kennen lernte, gewann er

gleich ihr Herz. Ja, das war der passende Mann für ihr Kind;

ihm konnte die Mutter freudig das Glück Margaretens anvertrauen.

Bernad war zuerst etwas scheu gewesen, jedoch nach einer

Aussprache mit Wengern über sein Mißgeschick verlor sich seine

anfängliche Zurückhaltung, und auch er kam dem Schwager

herzlich entgegen.

Es wurde beschlossen, daß die Hochzeit in aller Stille in Mienruh

stattfinden sollte, damit auch Bernad zugegen sein könne. Er hätte

sich nicht dazu entschließen können, nach Berlin zu reisen. Er lebte

in beständiger Furcht, jemandem von seinen früheren Bekannten

zu begegnen, jemandem, der da sagte: „Ah! da ist der gewisse

Stetten, der aus Mangel an Beweisen frei kam!“ Hier in dem

wellfremden Erdwinkel war er dieser Gefahr weniger ausgesetzt.

Sobald Hilde ihr Examen als Lehrerin bestanden, sollte die

Trauung der Schwester in der kleinen Dorfkirche stattfinden.

Dann wollte das junge Paar die Hochzeitsreise nach Bayern und

Tirol unternehmen.

Onkel Hugo hatte geschrieben, daß er mit Frau und Tochter

nach Willehmen zu kommen gedente, den Termin würde er erst

später genauer angeben. Er bat Bernad, für die Instandsetzung

des Herrenhauses zu sorgen und schloß mit den Worten:

„Ich freue mich, meinen beiden Damen die deutsche Heimat

nach so langer Abwesenheit hoffentlich wieder lieb zu machen.

Vielleicht bleiben wir für immer daheim.“

Diese Nachricht war Bernad recht fatal. Nun würde sich ein

lebhafter nachbarlicher Verkehr zwischen Willehmen und den

umliegenden Gütern anbahnen. Bernad fürchtete, mit hinein-

gezogen zu werden; sein Einsiedlerleben mußte aufhören.

Frau von Stetten dagegen freute sich auf den Besuch und

dessen Familie. Sie kannte Hugos Frau wenig, aber alles, was

sie von ihr durch Brömmeler gehört, war ihr sympathisch. —

Anfang April reiste Bernads Mutter nach Berlin, während der

Sohn einer Einladung zur Auerhahnbalz nach Kurland folgte.

Es waren dort prachtvolle Wälder auf dem Gute des Baron

Derfeld, wo Bernad schon früher einmal wegen des Ankaufes der

Pferde angenehme Tage verlebt hatte.

Obgleich die Kurländer russische Untertanen sind, haben sie

sich die deutsche Sprache und Art trotz aller Russifizierungsversuche

erhalten. Die große Gastfreundschaft auf den Rittergütern gefiel

Bernad, ebenso das oft etwas derbe, krenzbrave Wesen der Herren.

Die Damen waren gebildet und sehr liebenswürdig, echte deutsche

Frauen und Mütter, die das heranwachsende Geschlecht trefflich

erzogen und in der Hauswirtschaft Bescheid wußten.

Vorfatten, das große Gut Baron Derfelds, lag eine Tagereise

von der Grenze entfernt, an der Ostsee, die ihre blauen Bogen

über den weißen Sand rollte. Derfeld war der Typus eines Kurl-

länders vom alten Schlage. Er hatte nicht allzu viel gelernt, sich

jung verheiratet und das vom Vater ererbte Gut übernommen, das

unter seiner umsichtigen Bewirtschaftung emporblühte und gedieh.

Die Familie war zahlreich, wie es meist in den baltischen Pro-

vinzen der Fall ist. Der älteste Sohn Friß hatte nach beendeter

Schulzeit zwei Jahre das Band der Sachsen in Göttingen ge-

tragen. Jetzt war er heimgelehrt und sein Vater wünschte, ihn

nach Ostpreußen zu schicken, um dort die Landwirtschaft zu er-

lernen. Später sollte er das kleinere Gut Ladwilen übernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spion.

Kriegserzählung von Hermann Dreßler-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

Seit die deutschen Heeresmassen an der Marne in ihrem

Siegeszuge innehielten, um die große, entscheidende Haupt-

schlacht vorzubereiten, hatte man schon einige Male festgestellt

können, daß wichtige geheime Meldungen in die Hände der

Feinde geraten waren. Zwar waren die Folgen dieser Spionentätigkeit stets noch rechtzeitig abgewendet worden, aber das Bewußtsein, jederzeit verraten werden zu können, machte die Herren im Hauptquartier doch etwas nervös.

Das mußte anders werden. Das neblige, stürmisch-regnerische Wetter, das seit etwa vierzehn Tagen herrschte, war der Tätigkeit der Spione freilich äußerst günstig. Aber es mußte der deutschen Gründlichkeit und Umsicht trotzdem gelingen, hinter das geheimnisvolle und völlig rätselhafte Abfangen strategischer Weisungen an die einzelnen Führer zu kommen.

Am selben Tage noch wurde Rittmeister Plöter beauftragt, mit einer starken Ulanenpatrouille der Angelegenheit nachzuspüren. Rittmeister Plöter hatte schon mehrfach durch Geistesgegenwart und Kühnheit große Fähigkeit bekundet.

Wenige Stunden später galoppierte er mit einem Leutnant und zwölf Ulanen aus der kleinen französischen Stadt hinaus, in welcher das Hauptquartier aufgeschlagen worden war.



Französische Handgranatenwerfer mit Schutzmasken.
(Nach französischer Darstellung.)

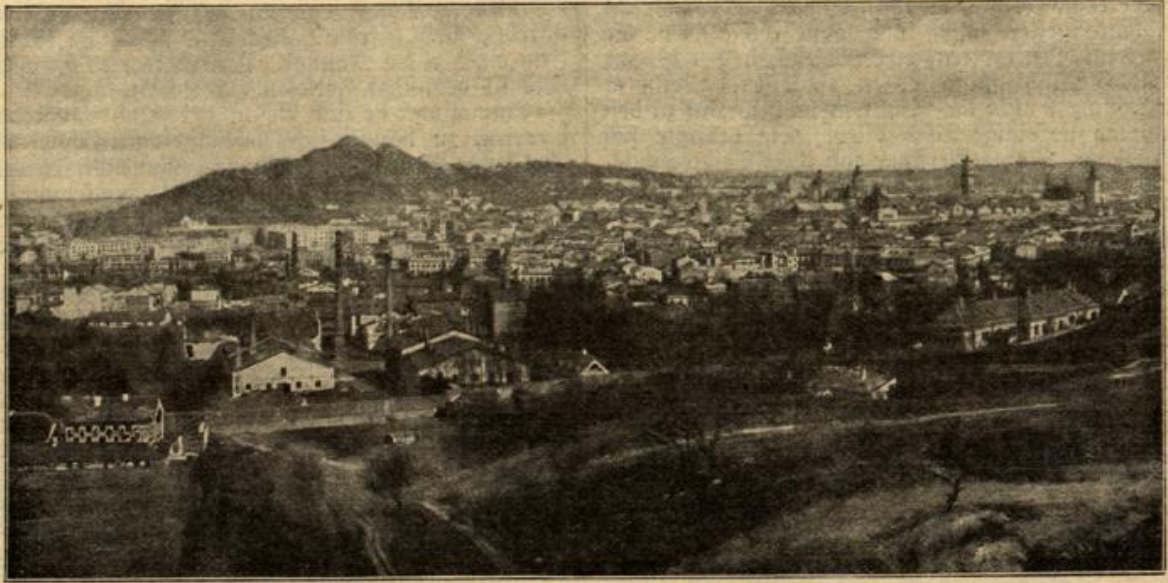
Dorfstraßen noch nicht von den Trümmern und Leichen aus den Kämpfen der vergangenen Tage gesäubert waren.

Der Rittmeister benutzte die Zeit, seinen Refognoszierungsplan aufzustellen. Er mußte zunächst die weit vorgeschobene Vorpostenkette erreichen und von hier aus das Terrain, das zwischen dem Hauptlager und der Postenaufstellung lag, absuchen.

Der Vorposten hatte strengen Befehl, kein lebendes Wesen durchzulassen. — Der Rittmeister versiel in tiefes Nachdenken.

Es war doch rein unmöglich, persönlich Nachrichten aus dem Lager dem Feinde zuzutragen. Der Generalstab hatte sein Sitzungszimmer in einem Schulhause aufgeschlagen. Während seiner Beratungen waren Türen und Eingänge scharf bewacht. Man hatte außerdem schon mehrfach das ganze Haus auf geheime Gänge und doppelwandige Mauern hin untersucht. In

diesem Kriege mußte man ja mit dem Unmöglichsten und manhaftesten rechnen. Das hatten schon allerhand Vorkommnisse bei Beginn des Krieges in Belgien bewiesen.



Zur Befreiung Lembergs. (Mit Text.)

Sporen gab und fast rechtwinklig von der Landstraße abbiegen. Die Patrouille folgte ihm. Man mußte sich dicht zusammen schließen, um sich in dem Nebel, der fast undurchsichtige über das Land ausbreitete, nicht zu verlieren.

Rittmeister Plöter rief den Leutnant an eine Seite. Vermute, daß der Verrat auf telegraphischem Wege geschah.

Der Leutnant sah seinen Vorgesetzten unglaublich an. Der ließ sich in seinen Gedankengängen nicht stören.

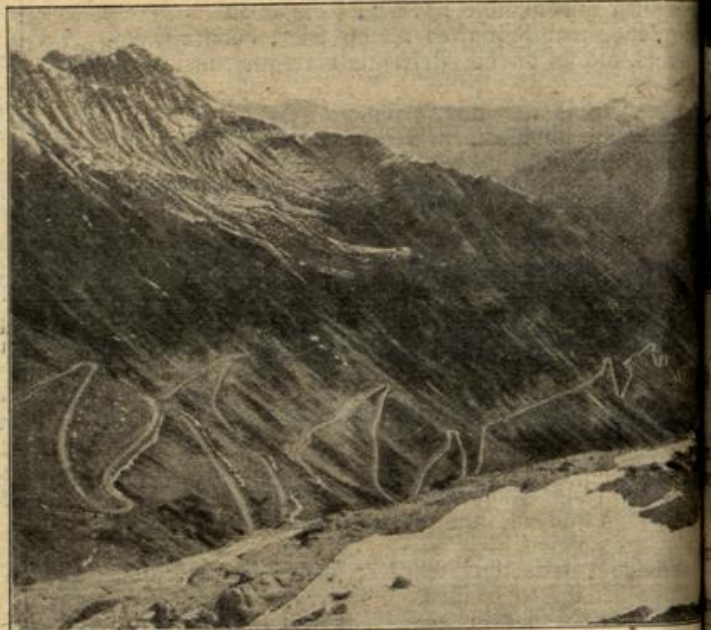
„Wissen Sie, wie weit wir in dieser Gegend etwa von der Feldtelegraphenanlage entfernt sind?“

„Die Leitung liegt hinter dem Walde von Dissier, nach dieser Richtung. Ich denke, daß wir sie in einer halben Stunde erreicht haben werden.“

„Hoffentlich gibt der Erfolg unsern Bemühungen recht.“

Sie ritten schweigend nebeneinander. Der Regen ließ jetzt mit Peitschenhieben auf Mann und Pferd ein, und die Tiere hoben in dem aufgeweichten Boden mit den Hufen Schollen aus. Man durchquerte ein Wäldchen, das auf einer Höhe lag, und ließ dann ein zerstörtes Dorf zur Linken liegen, aus dem noch brenzlicher Geruch aufschwelte.

Nach kurzer Zeit tauchte vor den scharfspähenden Blicken der Reiter als dünne Linie im grauen Nebel die Drahtleitung



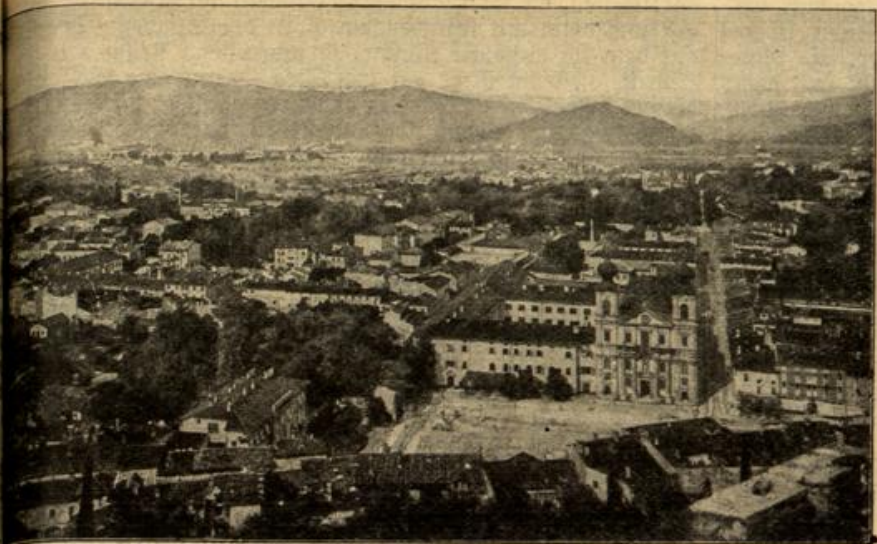
Der Übergang über das Stiffer Joeh. (Mit Text.)

Feldtelegraphen auf, welche die Vorpostenhauptstation mit dem Lager verband. Man hatte die Masten diesmal in ziemlichen Entfernungen voneinander eingerammt, da man mit einer

Die Gefangenen Rittmeister verloren nun in der Hand Befestigungen. Niemals so schnell die Maßnahmen belagern konnte, war es möglich. Ja, so meinte die Meinung, stillstehen nun in den Köpfen der Schützen und die Zeugung, ab ein er plötzlich Brautnem Piesse jede

Ja, das des An t Ran Ich schund So, Plöte te sch Der a Ran te, for ad des bedürf t, oder nicht al and et

und
kommen
Die Ge
gänge
ttmei
loren
in in
ad Be
gen.
nu nd
lich d
hl. He
at na
el. un
nte,
r. Vo
glich!
so m
Die
nung
lfierte
in je
pe m
r. Sch
zur
gung
plö
n. W
e ab
zusam
Wie
t. Die
er ein
paar
aufgeh
den Re
bhühn
ern od
einem
herren
los ge
worden
Hunde
nichts
zu se
hen!"
Der R
ittmei
ster te
ilte je
zt sei
ne Le
ute. D
en ein
en Zug
überg
ab er
der F
ührung
des L
eutnant
s mit
der We
isung,
die Lei
tung r
ückwä
rts ab
zurei
ten. D
en and
ern Zug
führte
er selb
st nach
der ent
gegenge
setzten
Richtu
ng.
Einer
der Wa
chtpost
en mel
dete ih
m, daß
vor ein
igen Ta
gen ein
Kamer
ad aus
dem Re
bel her
aus ein
en Schu
ß erhal
ten hat
te, der
ihn so
fort tö
tete.



Gesamtansicht von Görz. (Mit Text.)

en und baldigen Verschiebung der Hauptmacht rechnen mußte. Die Patrouille ritt an der Leitung entlang. An jedem Mast stand ein Mann in Wachstellung. „Brave Kerls“, murmelte der Rittmeister. „Trotz des Wetters jeder an seinem Plaze!“ Er brachte seinen Braumen zum Stehen und fragte die Leute nach ihren Beobachtungen aus. „Wie von der Welt abgeschnitten“, war meist die Antwort. „Außer ein paar aufgehenden Rebhühnern oder einem herrenlos gewordenen Hunde nichts zu sehen!“



Vorpostenpatrouille.

Ja, der Rittmeister entsann des Vorfalles. „An welchem Mast war es?“ „Rann ich nicht genau ange.“ „Ich glaube, Mast Nummer zweihunderteinundvierzig.“ „So, so!“ Plöter ritt weiter. Er mußte scharf die Drahtleitung. Der Schuß, der jenen armen Kameraden niedergestreckt hatte, konnte entweder der Ausdruck des leidenschaftlichen Mordbedürfnisses der Bevölkerung sein, oder er konnte auch in der Nacht abgegeben worden sein, und etwas an der Telegra-

phenleitung vorzunehmen. Dieselbe zu durchschneiden, hätte wenig Sinn gehabt. In kurzer Zeit hätte man die Unterbrechung bemerkt und den Schaden ausgebessert. Dann blieb nur das Genialste noch übrig, daß ein Zweiglabel angegeschlossen worden war, das zu irgendeinem verborgenen Empfangsapparat führte.

Die Kabelleitung konnte ja schon tagelang vor dem Anrücken der deutschen Heeresmacht angelegt worden sein. Um einen Anschluß an die Feldleitung herzustellen, genügten fünf Minuten, und dazu war dieses schon seit mehreren Tagen herr-

sche
Nebel-
wetter
ein siche-
rer Schutz
für ein
solches
Vorhaben.
Eben
war er
wieder
an einem



Jean Lahovary,
der frühere rumänische Minister des Auseren t.
(Mit Text.)

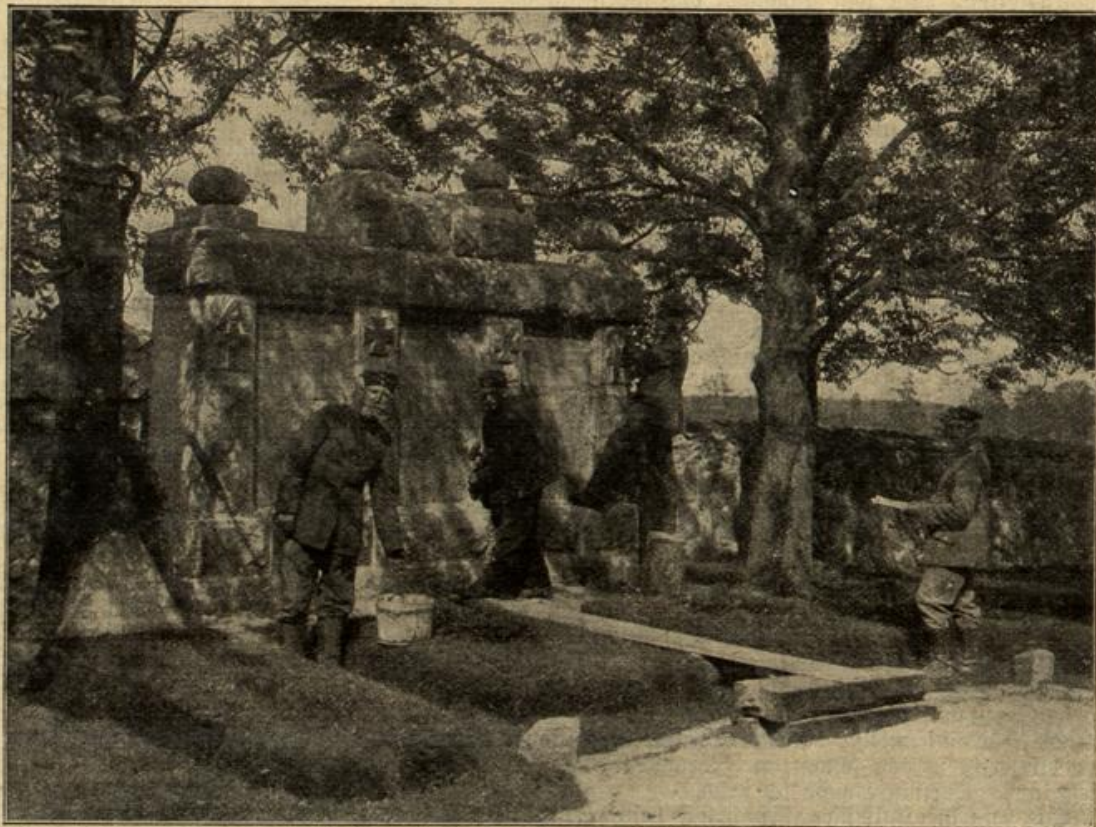
Maste angelangt. Der Posten nahm nun Stellung.

Plöter grüßte. „Welche Nummer?“

„Zu Befehl, Nummer zweihunderteinundvierzig.“

Der Rittmeister spähte an dem niedrigen Stamm hinauf und in seinen Augen leuchtete es. Dort, wo die Leitung ihre Windung um den Isolator schlang, war für den scharfen Beobachter ein zweiter Draht zu bemerken, der offenbar mit großem Geschick an dieser Stelle angeschlossen war.

Plöter wollte das Zweiglabel in der ersten Aufwallung mit dem Degen durchschlagen. Aber rechtzeitig dachte er noch daran, daß diese plötzliche Unterbrechung der geschaffenen Verbindung für den Feind ja das beste Warnungszeichen sei. Und es galt doch, auch den Schöpfer dieses Spionagedienstes auszuheben.



Ein deutsches Kriegerdenkmal in Russisch-Polen.

Errichtet von deutschen Feldgrauen auf den Gräbern ihrer Kameraden in Biala-Jewo.

Er loderte den Draht, der sehr unauffällig und geschickt am Wasse herabließ mit dem Degentau und fand zu seiner Überraschung, daß derselbe nach unten hin in die Erde verlief. Nun sprang er vom Pferde und hob vorsichtig den Draht aus dem lodernen Boden heraus. Er lag nur wenige Zentimeter unter den Nasen eingebettet und ließ sich durch Ziehen leicht auf einige Meter zutage fördern.

Er befahl einem Ulanen, sein begonnenes Werk fortzusetzen, und so folgte die Patrouille der gefundenen Spur.

Etwa zweihundert Meter seldeinwärts gewahrte Plöter ein Scheunentor, das wie zufällig platt auf der Erde lag.

„Das hat keine Berechtigung, hier mitten auf freiem Felde zu liegen. Dahinter steckt etwas“, sagte er sich. — Er winkte einigen seiner Reiter, vom Pferde zu steigen und zu ihm zu eilen.

Dann hoben die Männer mit vereinten Kräften das Scheunentor auf und — siehe da — darunter war ein mehrere Kubilmeter enthaltener Raum ausgeworfen, in dessen einem Winkel der Spion saß mit Gewehr in Anschlag.

Mit einem Sprung war der Rittmeister in der Grube, schlug dem Franktireur die Waffe zur Seite und hielt ihm den Revolver vor, bis er gefesselt war.

„Glück zu!“ rief er. „Hier haben wir wirklich das Nest und den sauberen Vogel dazu!“

In einer Ecke war ein Empfangsapparat montiert, in den das Zweigkabel endigte. Ein Käfig mit einer Anzahl Brieftauben, Mundvorrat auf mehrere Tage und einige wollene Decken vollendeten die Ausrüstung dieser Spionenstation.

„Der Bursche hat die Sache wirklich genial eingefädelt“, sagte Rittmeister Plöter. „Ich wette mit, daß hier schon zehnmal Patrouillen vorbeigeritten sind, ohne etwas davon zu entdecken. Vermutlich hatte er alles schon im voraus hergerichtet, als unsere Truppen näherrückten, und jedenfalls liegen seine Kabel nach allen Seiten aus, von denen er dann dasjenige wählte, welches am direktesten auf unsern Feldtelegraphen zulief.“

Sie legten dem Burschen Stricke um die Arme und führten ihn ab. — Von diesem Tage ab blieben die Maßnahmen der deutschen Truppen wieder geheim.

Die Brieftauben ließ man mit vorgetäuschten Meldungen aufsteigen und lockte auf diese Weise den Feind in neue Stellungen, in denen man ihn dann überraschte und vernichtete.

In den Pyrenäen.

Erlebnisse von J. Börgarth, Göttha. (Nachdruck verb.)

Am Kap Brebio ging es in ruhiger Fahrt vorbei; und mit nimmer ermüdender Sehnsucht weilten meine Blicke an den Berggipfeln der in gespenstischer Größe sich verschiebenden Gebirgsketten. Hier war Spanien, das sagenumwobene Land; das Land der Datteln und heiligen Ritter. Nach ihm stand mein ganzes Sinnen und Streben. Was konnte es schaden, dieses Land der schwirrenden, klirrenden Saiten, dieses Land fröhlichen, tapferen Sports aus eigener Anschauung kennen zu lernen?

So stand denn mein Entschluß bald fest, die geistbeengenden Fesseln des täglichen Frons abzustreifen. Nicht das erstemal war es, daß sich mein frisch wagender Geist über die Grenzen menschlicher Vorstellungen hinwegsetzte und dem übermäßigen individuellen Drang einer nach Freiheit und Licht ringenden Seele unwiderrstehlich folgte.

In Reo de Carra, am Fuße der steil und wuchtig aufstrebenden Pyrenäen, ließ die „Artona“ ihre Ketten durch die Klüften rasselnd, um auf der Reede vor Anker zu gehen, und schon am folgenden Morgen befand ich mich auf den verbotenen Pfaden des Flüchtlings.

Morgendämmerung. Langsam erlöschten die Sterne; langsam lichtet sich der dunkle Himmel, und die Zaden und Spitzen der Berge werden sichtbar. Die grauen Wolkenstreifen röten sich, und vor der Sonne her weht es kalt. Zu beiden Seiten des Weges fängt das Gras sich zu drehen und zu biegen an, bereift und wellenförmig, daß es aussieht wie Wasser, über das der Wind geht, und aus der Ferne tönt eine Morgenglocke. Das Leben beginnt sich zu regen; über die Straße, die noch fast nächtlich dunkel ist, kommt ein Wanderer daher. Er geht mit leichtem, sicheren Schritt, und wie der Wind ihm entgegenweht, öffnet er den Mantel mit tiefem Atemzug; auch in seinem Gesicht sieht man den Ausdruck der Erleichterung.

Entronnen! Befreit! Aus bestridenden Banden zur einsamen Freiheit! Rechts von der Straße steigt schmal und weiß, wie eingeritzt in den schwarzen Föhrenwald, ein Weg zum Gebirge auf. Dorthin wende ich mich.

Wie rein die Luft hier ist und wie heiter frisch! Ein Felsenpfad ist es; aber wie leicht es sich steigt, wenn man Ketten abgeworfen, von denen frei zu werden man schwach nur gehofft

hat! Ketten, die man jahrelang getragen, mit ekstatischer Wonne erst und dann mit knirschendem Zorn der Sklaven. Der Steig auf dem ich aufwärts klettere, ist ungepflegt, steiler mit jedem Schritt, vielleicht ist es gar kein Steig — nur eine Wasserterrasse, die der schmelzende Schnee in den Berg gerissen; vielleicht werde ich jählings vor einem Abgrund stehen, vor einer Felsenwand, wo es kein Zurück mehr gibt — einerlei — nur aufwärts!

Ich steige, steige. Ohne Ermüdung zu spüren; umkleidet von Blöden, die mir den Weg versperren wollen, ziehe ich mit den Händen an Felszaden hinauf; benutze Baumstämme, die gekümmert über gähnenden Schluchten liegen, als Brücken. Die Luft geht rascher und der Atem wird freier mit jedem Schritt.

Und jetzt bin ich auf dem Ramm und schaue hinunter in das gegenüberliegende Tal. Was sich da unten ausgebreitet, Niederungen mit brauendem Nebel, alle Spitzen aufleuchtend in roter Glut: das ist Spanien! Und wenn es wahr ist — he noch wahr, daß die Pyrenäen die Grenzscheide bilden, Europa, aufhört, dann habe ich das gefunden, was ich suchte: Weltflucht und Freiheit.

Unten zerreißen die Nebelschwaden. Ein Dächlein wird sichtbar und noch eins. Ein Bergdorf hat sich hier in die Rinnen geklemmt, weil der Fels Steine hergab für die Hütten und der Boden Geröll für die Ziegen. Hier haufen Menschen; arm, einfältig und dürrislos. Zu ihnen möchte ich hinuntersteigen. Dieses so große Land sollte mir ein Paradies sein; das Paradies des letzten Schöpfungstages, in welchem Adam lebte; nackt, einsam, tönt die Natur.

Aber näher kommend, sehe ich, daß es mein Paradies nicht sein kann. Die Fäden greifen noch herüber und hinüber. Arbeiter gehen, Hauen geschultert, zum Straßenbau hinunter. Grenzwallen sehen den Bauern in die Körbe, und am blauen Horizont schimmert die schwarze Wolke eines Fabrikschloßes. In einem kleinen Wirtschaftshaus wird warmer Morgentaffee ausgeschenkt für die Tagewerter Gehenden. Ich gehe hinein und labe mich an dem duftenden Trunk; dann wandere ich weiter; ungewiß, doch froh.

Wieder einen Berg hinauf; zur Einsamkeit und Wildnis. Eines Globetrotters Füße ermüden nicht so leicht. Die Berge sind kahl und schattenlos, und bald beginnt die Sonne zu brennen. Erst über die zweite Kuppe hinweg abwärts gehe, bemerkte ich wieder Baumwuchs, kahl und grau. Und hier, auf diesem Plateau angelangt, sehe ich auch eine Hütte, ganz einsam in dieser Wildnis. Und doch war hier Leben gegenüber meiner Wanderung durch das Felsenmeer. Der Fels mit seinem vorwiegenden Gestaltung hatte selbst den Grundriß bestimmt; seine überhängende Wölbung bildete das Dach. So war das Haus klein und groß geraten. Vor dem Hause standen ein Tisch und eine Bank, aus Baumstämmen roh gezimmert. Ich legte mich nieder und dehnte meine müden Glieder aus. Und sah um mich.

Aber mir wölbte sich Fels auf Fels; und im blutigen roten Schein der Sonne zog ein Adler seine Kreise. Oder war die Hütte nur der vielen, die oft verlassen in diesem armen Lande verfielen?

In Gedanken versunken, gewahrte ich plötzlich den Kopf einer Ziege; dann noch eine und wieder eine, und zuletzt den gemelierten Kopf eines Alten. Der Alte, mit hagerem, leberbraunem Gesicht und einer Wollbede über der Schulter, sah mich ansehnend nicht. Ich redete ihn an. Er war auch nicht sehr erstaunt über den Fremden. Der Angeredete deutete mit der Hand aus Ohr, daß er taub sei. „Orbona la madre“, sagte er und deutete ins Tal. Ich setzte mich wieder auf die Bank und dachte, Orbona wird wohl noch heraufkommen; und wenn anders nicht ist, schlafe ich auf dieser Bank.

Der alte Mann war im Hause verschwunden, ohne sich mich zu bekümmern. Im letzten Dämmerlicht kam Orbona den Weg herauf. Sie war alt und verrunzelt, wie ein Mann. Auf dem Kopfe trug sie einen Korb, in dem sie Nüsse, Feldfrüchte zu Tal gebracht hatte, und der jetzt mit Kräutern, Pilzen, Mehl u. a. m. gefüllt war. Ich redete Mutter Deutsch und auch englisch an; zuletzt bediente ich mich meiner mangelhaften spanischen Sprachkenntnisse. Die Alte war nicht so taub wie ihr Mann; aber sie verstand mich nicht. Nachdem ich ihr ein Besetz auf den Tisch legte und dazu die des Schlafens machte, verstand sie mich. ... Und bald lag ich in Stroh und Dedern gebettet da.

Der matte Gebirgsmond strahlte mir so freundlich ins Gesicht, hinderte mich aber nicht, einzuschlafen.

Der Morgen kam heran. Froh und — erinnerungslos sprang ich von meinem Lager — und sah um mich. — So! Erwachen in neuer Umgebung ist schön, dachte ich mir; wenn die Umgebung auch nicht ist. Ich ging weiter und sah in der Ferne einen Holzverschlag mit mächtigen eisernen Haken. Das muß Garderobe sein, dachte ich mir. Und richtig, zu meinen Füßen stand eine große verzierte Waschkübel aus Porzellan. „Gott, wie dieses luxuriöse Stück Möbel in die Berghütte

ein großes leinernes Handtuch hing über der Bettlehne, dazu
Stamm und Bürste, sowie ein Taschenspiegel, so groß wie meine
Hand; das erste den raffinierten Luxus der Cottagevilla. Und
schickte ihn vollkommen. — Dann warf ich mir meinen großen
Bodenmantel gegen die bergige Kühle um und frühstückte, Käse,
Schrotbrot und Milch.

Verzierbild.

Mutter Ordone war
nicht zu sehen; auch
der Alte war anschei-
nend verschwunden;
ganz als wüßten sie,
was ihr Mieter such-
te; Schweigen und
Einsamkeit.

Ich kletterte den Berg
hinan, ohne Weg und
Steg, dorthin, wo die
sturmgebeugten Föh-
nen zur Erde sich ne-
igen und wie Moos
und Kraut kriechen.
Und weiter, wo nur
Gestein ist, kaltes, un-
fruchtbares Gestein,
und Schnee, der nie
schmelzende Schnee.
Wo Felsen auf Fel-
sen getürmt sind, un-
absehbar; weiß. Da-
rüber der leuchtende
Himmel, und tief un-
ten in der Ferne, glit-



Wo ist die Schwester?

nd, blinkend und blendend — das Meer. Da legte ich mich
in Ruhe nieder. Vor mir lag die weite Welt, und ich sah
an ohne Verlangen.

So lebte ich in der Pyrenäen-Einsamkeit, ein einstiger groß-
städtischer Genußmensch, drei Wochen lang als Einsiedler. Drei
Wochen lang ging ich zwischen Schluchten und Wänden entlang,
den eisigen Höhenwind um meine Schläfen streifen, rastete
auf rauhem Stein, sah Adler ihre Kreise ziehen und fühlte mich
ein Kind, das bei einem Schiffsbruch ganz allein am Leben
überleben ist, und nun fröhlich und wunschlos mit Muscheln spielt.
Doch eines Tages hatte ich mich satt gesehen an der unfrucht-
baren Größe ewigen Schnees, und mein ausgeruhter Geist hatte
unbewußtes Verlangen nach Tätigkeit. Diese Freiheit, nach
der meine Seele mich bis zur äußersten Grenze getrieben hatte,
nicht die Freiheit, die ich wähnte, die mich befriedigen konnte.
Wo die klaren Fluten des Mitteländischen Meeres die weit
über das Meer ragende Mole von Reo de Carra oft friedlich, oft mit
mühsamem Getöse bespülen, wo laut rasselnde und surrende
Maschinen den mächtigen Leib der Schiffskörper entleeren, wo
die Pfeifen und Dröhnen der Dampfsirenen die Luft durch-
dringt, dort war nun das Ziel meiner Sehnsucht.

Mit widerstrebenden Gefühlen schlich ich den so traut gewor-
nen Pfad nach der Hütte zurück. Allein vergebens suchte ich
Spur der guten alten Ordone und ihres Gatten. Ob sie im
fernen Tale ihre Ziegen weiden oder wieder einmal die ferne
Welt mit ihrem Besuch besuchten, konnte ich nicht in Erfahrung
bringen. Meine Gedanken dem Fahrwasser froher Hoffnungen
nachlassend, strebte ich meinem Ziele zu, nach Reo de Carra.

Wie leiten wir unsere Kinder zur Ordnung, Sparsamkeit und Sauberkeit an?

Ordnung, Sparsamkeit und Sauberkeit — diese drei Tugenden
sind gleichsam die Legitimationspapiere, welche das Leben
den Menschen verlangt, um ihn ohne besondere Rippenstöße
hervor zu lassen. Vom Vorhandensein und der Beschaffenheit
der Ausweispapiere hängt es ab, welchen Platz man uns auf
den Stufenleiter der menschlichen Achtung zuweist.

Ordnung, Sparsamkeit, Sauberkeit hängen allerdings auch in
ihrem Grade von der Veranlagung ab, aber immerhin sind
leichter als andere Tugenden durch eine gewisse „Dressur“
erwerblich. Das Wort „Dressur“ zeigt uns den Weg, auf
den wir unserem Ziele zustreben müssen. Das Geheimnis dieser
Lage besteht, wie überall so auch hier, in möglichst frühem
Anfang, großer Regelmäßigkeit und ständiger praktischer An-
wendung des Beigebrachten.

Auf dieser Basis müssen sich die Erziehungsversuche zur Ord-
nung, Sparsamkeit und Sauberkeit aufbauen. Ordnung und
Sauberkeit müssen dem Kinde schon vom ersten Lebenstage an

so zur Gewohnheit werden, wie Essen und Trinken. Im ersten
Lebensjahre werden die notwendigen Einrichtungen von den
Erwachsenen mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit besorgt werden,
aber schon im zweiten Lebensjahre lerne das Kind, selbst diese
Einrichtungen vorzunehmen. Unermüdlich werde es dazu an-
gehalten, seinen Körper, seine Kleidung und sein Spielzeug
ordentlich und sauber zu halten.

Natürlich schließt das die gewissenhafte Oberaufsicht seitens
des Erziehers nicht aus. Gänzlich verkehrt ist das übliche Ver-
fahren, Mutter oder Dienstboten ausschließlich für die Körper-
reinigung und das Spielzeug sorgen zu lassen. Dadurch wird
das Kind jeder Verantwortung dafür enthoben und glaubt, für
etwaige Folgen sogar andere zur Rechenschaft ziehen zu dürfen.
Wie häßlich ist es z. B., wenn der heranwachsende Schüler die
Schuld für seine schlecht gepuhten Stiefel dem Dienstmädchen
zuschreibt, oder der Badfisch für einen abgerissenen Knopf die
Mutter verantwortlich macht. Je früher das Kind in dieser Be-
ziehung selbst für sich sorgen muß, um so mehr wird sein Blick,
seine Urteilskraft, sein Geschmac durch die stete Anwendung ge-
schärft, und um so eher verspürt es die guten und nachteiligen
Folgen seines Verhaltens am eigenen Leibe.

Ein guter Ansporn ist es, dem Kinde möglichst früh eigene
Gebrauchsgegenstände zur alleinigen Benutzung zu übergeben.
Das Bewußtsein des ausschließlichen Besitzes schärft das Gefühl
der alleinigen Verantwortung. So wird ein Schränkchen oder
ein Fach, das einem Kinde allein gehört, gewöhnlich sorgfältiger
gehütet, als wenn mehrere Geschwister es gemeinsam benutzen.
Man erspare auch dem Kinde gelegentlich nicht eine Beschämung,
weil dies allerdings die bitterste, aber auch die heilsamste Pille ist.

Die Erziehung zur Sparsamkeit kann freilich erst in späterem
Alter beginnen. Auch hier ist der einzige Weg der, dem Kinde
selbst Geld in die Hand zu geben und ihm eine gewisse Freiheit
in der Verfügung darüber einzuräumen. Feinlich fordere man
aber das genaue Aufschreiben aller Einnahmen und Ausgaben,
denn dieses ist die erste Grundlage einer vernünftigen Geld-
einteilung. Auch das System eines Voranschlags für einen kom-
menden Zeitabschnitt und vorheriger Einteilung der Gesamt-
summe läßt sich schon im kleinen durchführen und gewöhnt an
wohlüberlegtes Haushalten. Zweckmäßig scheint es, diese Auf-
zeichnungen hin und wieder zu kontrollieren, doch gebe man
dabei nur freundschaftliche Weisungen und Ratschläge und hüte
sich vor willkürlichem Eingreifen, denn das würde das Gefühl
der freien Verfügung und der damit verbundenen alleinigen Ver-
antwortung einschränken und vielleicht sogar zu Heimlichkeiten
Veranlassung geben.

Praktische Bedeutung bekommt die Frage des Geldeinteilens
erst, wenn dem Kinde im entsprechenden Alter oder durch eigenen
Verdienst größere Summen zugänglich gemacht werden. Dann
heißt es sorgsam wachen, aber nur raten und leiten, niemals
befehlen und erzwingen wollen, denn in reiferem Alter hat für
die Charakterentwicklung nur das Wert und Bedeutung, was aus
eigener Erkenntnis und eigener Erfahrung herauswächst.

Das gute Beispiel im Elternhause wird sein übriges dazu tun,
aus den jungen Menschenkindern saubere, sparsame und ordent-
liche Menschen heranzubilden.

Gertrud Westphal.

Soldatengrab.

Am Wegrand unterm Haselstrauch
Schlaf wohl! Gottvater woh um dich
Wohlt einiam sich ein Hügel,
Den Glanz lichtvollen Lebens,
Ein junger Reiter led und frant,
Weint auch daheim manch Herz um dich,
Hier sank er aus dem Hügel.
Dein Blut floß nicht vergebens.

Das kleine Holzkreuz trägt den Helm,
Aus tausend Kehlen spricht es rings,
Die Lanze dicht daneben,
Will alles jung verschönen, —
Taufreisch ein grüner Heidekraut,
Das Vaterland erblühet groß,
Er trönt dies Heldenleben.
Aus seinen Heldenjöhnen.

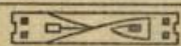
Schlaf wohl! Und, wenn dereinst

Die Friedensglocken klingen, —

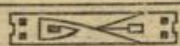
Euch toten Brüdern sollen sie

Ein helles Danklied singen!

Paul Wils.



Unsere Bilder



Zur Befreiung Lembergs. Mit ungeheurem Jubel wurde die Kunde
von der Rückeroberung Lembergs am 22. Juni in ganz Österreich-Ungarn
und Deutschland aufgenommen, bedeutet doch die Befreiung der Haupt-
stadt Galiziens auch die baldige Erlösung des ganzen Landes von monate-
langer Russenherrschaft. Lemberg, das ehemalige Leuenberg (Löwenberg,
polnisch Lwow), liegt umgeben von einem Kranz von Hügeln am Rande
der podolischen Hochebene. Die freundliche Stadt hatte bei Kriegsausbruch
mehr als 200000 Einwohner und ist der Sitz dreier Erzbischöfe (römisch-
katholischer, griechisch-katholischer und armenischer Konfession). Biblio-

theßen und Museen, deren Schätze leider zum großen Teil von den Russen verschleppt wurden, zeugten von dem regen künstlerischen und wissenschaftlichen Leben der Stadt, die Universität wurde von 4000 Studierenden besucht. In der Mitte des Landes gelegen, beherrscht Lemberg ein dichtes Netz wichtiger Eisenbahnen und dadurch den Verkehr nach Krakau, Wien, Breslau, Kiew, Odessa, Czernowit, Jassy und Ungarn, was der Stadt auch strategisch eine besondere Bedeutung verleiht.

Von der österreichisch-italienischen Grenze. Durch Italiens Kriegserklärung an Österreich-Ungarn sind auch die Zugangsstraßen über die Alpen in das allgemeine Interesse gerückt, unter anderen der Paß über das Stiller Joch an der österreichisch-italienischen Grenze. Das Stiller Joch ist der höchste fahrbare Alpenpaß, 2756 m ü. N., mit prachtvoller Kunststraße,

die das Etschtal mit dem Tale der Adige (Etsch) verbindet. Diese Straße wurde 1820-25 angelegt, hat eine Länge von 53 Kilometer und führt von Spondinig im Wintischgau über Gomagoi, Trafoi in 48 Windungen, von denen die letzten teilweise durch Galerien gebildet sind, bis zu der Paßhöhe und von dort in 38 Windungen ins Braugliotal und weiter nach Vornio in der italienischen Provinz Sondrio. — Ein weiteres Bild zeigt uns noch die Gesamtansicht der Stadt Görz, in deren Nähe bisher größere Kämpfe zwischen österreichisch-ungarischen und italienischen Truppen stattfanden. Görz ist seit 1849 mit Gradisca ein selbständiges Kronland der österreichischen Monarchie, das den Titel „geführte Grafschaft Görz und Gradisca“ führt und mit dem Gebiet von Triest und der Markgrafschaft Istrien ein gemeinsames Verwaltungsgebiet bildet.

Jean Lahovary, ein bekannter rumänischer Staatsmann, der in seinem Vaterlande hohes Ansehen genöß und viele Jahre hindurch großen Einfluß besaß, ist kürzlich plötzlich am Herzschlag verstorben. Er war von 1900 an längere Zeit Minister des Äußeren, ferner Minister des Ackerbaus und der königlichen Domänen und zeitweilig auch Handelsminister. In den letzten Monaten wurde sein Name häufig erwähnt als der des Chefs der sogenannten konservativen Sezession. Vom Exekutivkomitee der konservativen Partei nämlich, dem alle ehemaligen Minister dieser politischen Richtung angehören, war Lahovary als Gegenkandidat gegen den friedensfreundlichen Parteivorstehenden Marghiloman ausgetreten, doch fand seine Wahl nicht die Bestätigung des Landestages.

Brennende Naphthagruben in Vornio, im Vordergrund zerstörte Bohrtürme. Als die Russen das galizische Naphthagebiet am Nordabhang der Karpathen räumen mußten, steckten sie in sinnloser Vernichtungssucht die Naphthalager und die Bohrtürme im Gebiet von Vornio in Brand. Das dortige Gebiet, das zum Teil schon wieder im Betrieb, hat ein Ölfeld von Tausenden von Schächten.

Allerlei

Im Konzert. „Die Sängerin scheint Ihnen sehr zu gefallen, weil Sie so befriedigt aussehen!“ — „Nein, ich freue mich, daß die Dame angekündigt hat: „Einziger Lieberabend.““

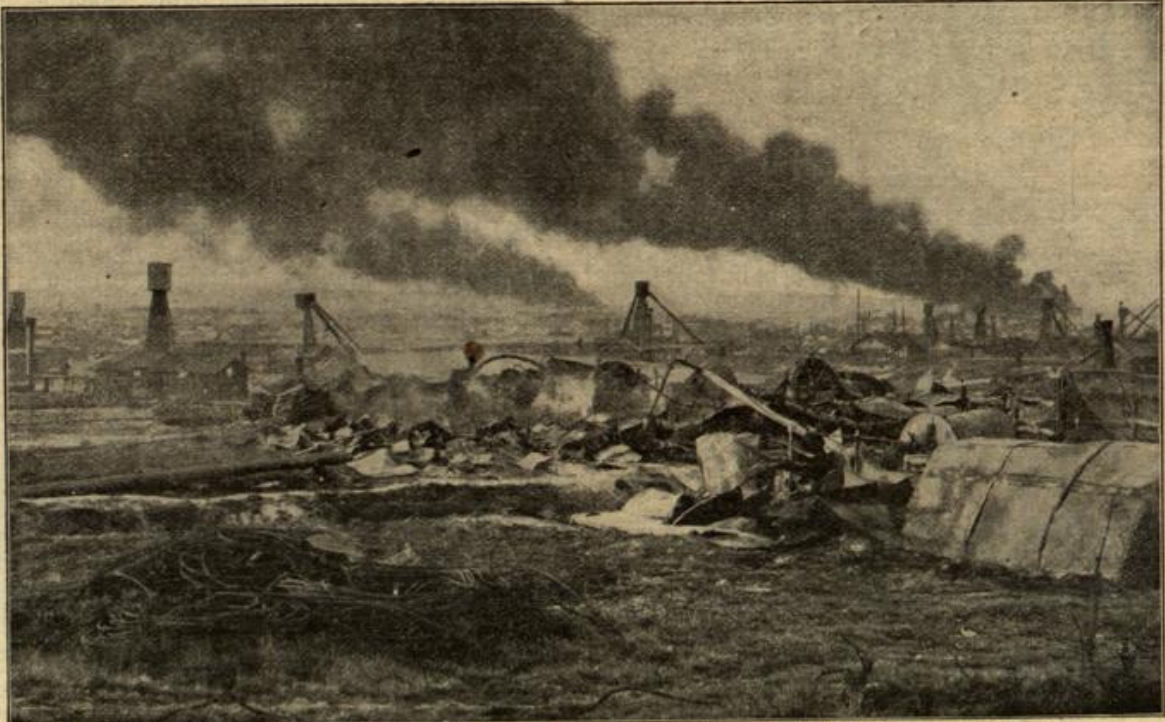
Die kürzeste Depesche. Die kürzeste Depesche, die es jemals gegeben hat, schrieb unsterblich Suwarow. Nach der Einnahme von Praga depechierte er der Kaiserin die drei Worte: „Hurra, Praga! Suwarow!“ — Ebenso kurz machte sie ihn auch zum Feldmarschall, denn sie depechierte ihm als Antwort: „Bravo, Feldmarschall! Katharina.“

Berli — Schwammerl — Canevas. Der berühmte Komponist Franz Schubert († 1828) war ein beliebter Gesellschaftler. Manche fröhliche Stunde verbrachte er im Kreise seiner Freunde mit Musizieren, oder in einem der gemüthlichen Gartenrestaurants in der Umgebung Wiens beim Heurigen. Manch frohes Scherzwort wurde hier gesprochen, und Schubert erhielt durch seinen Freundeskreis vielfach neue Anregung zu musikalischen Schöpfungen. Schubert wurde von seinen Freunden kurzweg „Berli“ genannt, und als er später mehr an Leibesfülle zunahm, nannte man ihn „Schwammerl“. Der Haupttrufname für Schubert im Kreise seiner Getreuen war aber das Wort „Canevas“. Er hatte diesen Namen seiner Angewohnheit zu verdanken,

daß er, sobald ihm seine Freunde von einem ihm unbekannten Tonkünstler und dessen Werken erzählten, sofort stets die Frage stellte: „Kann er was? Da diese rasche Fragestellung bei Schubert eine ständige war, so nannte ihn seine Freunde mit Bezug auf diese Angewohnheit: „Canevas.“

Gemeinnütziges

Jeder Honig, der in einem Wachserschmelzapparate ausgelassen wird, kann als minderwertig gelten, weil der Dampf in starker Weise auf ihn wirkt. Er darf als erstklassiges Produkt nicht auf den Markt gebracht werden.



Brennende Naphthagruben in Vornio, im Vordergrund zerstörte Bohrtürme. (Mit Text.)

Ein Obstbaum darf nicht an einen Platz gesetzt werden, wo jahrelang zuvor ein anderer Baum gestanden hat, am allerwenigsten, wenn durch ergiebigen Düng für eine Aufbesserung des Bodens gesorgt wurde.

Gomonym.

Ich dien' zu allen Zeiten
Zum Fahren und zum Leiten.
Gibst du mir aber andern Sinn,
Zieh' ich durch deutsche Gasse hin.
Julius Fald.

Bilderrätsel.



Ergänzungsaufgabe.

A	O	N
O	A	N
R	E	
R	T	
E		
I	E	
C	A	
T	E	L
E	E	I

Die leeren Felder sind in der Weise mit Buchstaben zu ergänzen, daß die waagrechten Reihen bezeichnen: 1) Französi. Stadt. 2) Weiblicher Vorname. 3) Auszeichnung. 4) Muse. 5) Bild. 6) Fluß in Afrika. 7) Titel. 8) Oper. 9) Prophet. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben einen norwegischen Schriftsteller.

Richard Wileke.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Damm, Damm, Ramm, Ramm.
Des Bilderrätsels: Hohenstein, Infanterie, Namur, Dragoner, Emden, Beseler, Ulan, Revolver, Granate. — Hindenburg.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.